Über die menschliche Eitelkeit

Der Nebel liegt wie eine dichte, feuchte Leinwand über dem bemoosten Waldboden. Die Baumkronen sind im Grau verschwunden. Zwei Gestalten, beide im Gehrock, die Kragen gegen die herbstliche Kühle aufgestellt, treffen an einer Weggabelung aufeinander. Sie sehen einander erst, als kaum drei Schritte sie trennen. Der ältere der beiden, mit wildem, ergrautem Haar und scharfen, melancholischen Augen, stützt sich auf einen Spazierstock. Der jüngere blickt ihn mit einer Mischung aus Überraschung und tiefem Respekt an.

Schopenhauer: *(bleibt abrupt stehen, hebt den Stock und deutet in das Nichts vor ihnen)* Sehn Sie nur, mein Herr! Keine fünf Schritte weit trägt uns das Auge. Ein treffliches Bild für den menschlichen Verstand. Wir tappen im dichten Nebel unserer eigenen Einbildung und wähnen uns doch als Erleuchtete der Schöpfung. Guten Tag, Fremder.

Krug: *(neigt leicht den Kopf)* Ein treffliches Bild in der Tat. Guten Tag. Der Nebel nimmt uns die Sicht, aber er schärft das Gehör. Hören Sie das Summen dort drüben im feuchten Gebüsch? Die Natur schläft nicht, auch wenn wir sie nicht sehen. Mein Name ist Krug, Peter Siegfried Krug.

Schopenhauer: *(mustert ihn prüfend)* Schopenhauer. Arthur Schopenhauer. Man kennt mich nicht, und es kümmert mich nicht. Aber Sie sprechen von den Kreaturen im Gebüsch. Wissen Sie, was der Unterschied zwischen uns und jenen namenlosen Insekten ist, die dieser Nebel verbirgt? Eine Gelse, eine Fliege, ja selbst ein Hund verliert in dieser Suppe nicht die Orientierung. Ihre Instinkte sind feine, unsichtbare Fäden, direkt verwoben mit dem Puls des Universums. Der Mensch hingegen? Ohne seine künstlichen Laternen, seine Kompasse und seine eitlen Konstrukte ist er augenblicklich verloren. Er hat seine Instinkte gegen den Größenwahn eingetauscht.

Krug: *(lächelt matt, geht langsam an Schopenhauers Seite weiter)* Ah, Herr Schopenhauer. Sie sprechen mir aus der Seele. Wir Menschen glauben, wir stünden über diesem Nebel. Dabei ist die gesamte Historie unserer Spezies nichts als ein monumentales Buch der Eitelkeiten. Denken Sie an Alexander den Großen, der Welten in Brand steckte, nur damit sein Name die Jahrhunderte überdauert. Oder Cäsar. Was trieb sie an? Die nackte, panische Angst vor der eigenen Vergänglichkeit! Sie ertrugen die eigene Nichtigkeit nicht.

Schopenhauer: *(schlägt mit dem Stock auf den Boden)* Genau so ist es! Die Nichtigkeit des Daseins! Der Mensch erfährt jeden Tag, jeden Augenblick das dumpfe Bewusstsein, dass er sterben muss. Dieses chronische Trauma quält sein Ego. Und was tut er? Er kompensiert es mit Geltungssucht, mit Raub und mit Herrschaft. Er baut Pyramiden und führt Kriege, um sich vor dem Spiegel der Ewigkeit wichtig zu machen. Schauen Sie sich die modernen Politiker an – sie gieren

nach einem Platz in den Geschichtsbüchern, unfähig zu begreifen, dass die Zeit auch ihre Namen wie Staub wegblasen wird. Aus dieser Eitelkeit lernt der Mensch nie. Er wird nur noch gieriger.

Krug: Und in dieser Gier verliert er das Einzige, was das Dasein erträglich machen könnte: das Mitgefühl. Er erhebt sich über die Natur und verdammt jene Wesen, die das System überhaupt erst am Leben erhalten. Wie oft schmäht der Mensch die Fliege als lästiges Ungeziefer! Dabei ist sie die unermüdliche Müllabfuhr des Planeten, die Bestäuberin, ohne die alles im Chaos versinken würde. Oder die Gelse, die verhasste Stechmücke – sie ist das Nahrungsfundament für Milliarden von Vögeln und Amphibien.

Schopenhauer: *(nickt grimmig)* Die Kreatur wird verachtet, weil sie dem Menschen nicht dient oder ihn stört. Selbst die Zecke – dieses winzige, blinde Wesen, das im Unterholz wartet. Der Mensch nennt sie „böse“, weil sie ihn mit Borreliose infiziert. Was für eine moralische Anmaßung! In der Natur gibt es kein „Böse“. Die Zecke folgt rein ihrem Lebenswillen. Sie kontrolliert Überpopulationen, sie fordert das Immunsystem der Wirte, sie ist Teil des großen Webstuhls. Aber der Mensch, in seinem narzisstischen Allmachtswahn, will alles ausrotten, was ihm Angst macht oder seinen Komfort stört. Wer ist hier der wahre Parasit? Wer ist narzisstischer – der Mensch oder die Fliege? Der Mensch gewinnt diesen schrecklichen Vergleich haushoch.

Krug: Das Tier fordert nichts als sein bloßes Sein. Haben Sie jemals eine Katze erlebt, die an Größenwahn leidet? Eine Maus, die mehr Korn hortet, als sie in tausend Leben fressen kann, nur um die anderen Mäuse zu beherrschen? Nein. Das Tier lebt in einer radikalen Ganzheitlichkeit. Und wenn es um den Tod geht, Herr Schopenhauer... da offenbart sich das erbärmlichste Defizit unserer Art.

Schopenhauer: *(bleibt stehen, blickt ins Grau)* Der Tod. Die Demut vor dem Ende. Das Tier verdrängt den Tod nicht, weil es ihn nicht als abstrakten Feind begreift. Wenn der Lebenswille erlischt, wenn der Körper bricht, verfällt die Kreatur in eine weise, stille Akzeptanz. Sie zieht sich zurück und verschmilzt mit dem großen Kreislauf. Kein Lamentieren, keine Reue, kein Hadern mit dem Schicksal. Sie stirbt, wie sie gelebt hat: als ungeteilter Teil der Natur. Und der Mensch? Er jammert, er fleht, er klammert sich an seine Besitztümer und seine eingebildete Identität. Er flieht vor dem Tod in Krankenhäuser, macht ihn unsichtbar *und lügt sich mit künstlichen Religionen in eine unsterbliche Sonderrolle.*

Krug: Ja, wir haben Gesetze erfunden, weil wir die gesetzloseste Spezies sind. Wir predigen Liebe und Moral in unseren Kirchen, weil wir im Grunde das liebloseste und gierigste Wesen auf Erden sind. Unsere Religionen sind oft nur Trostpflaster für das verängstigte Ego, das sich weigert, wieder zu Erde zu werden. Tiere brauchen keine

geschriebenen Gesetze und keine Bibeln – sie leben den wahren Altruismus ganz selbstverständlich.

Schopenhauer: *(seine Stimme wird weicher)* Das Mitleid, mein Herr! Das Mitleid ist das einzige Band, das die metaphysische Trennung zwischen den Individuen aufhebt. Es ist das Fundament aller echten Moral, und die Tiere besitzen es rein und unverfälscht. Denken Sie an die Elefanten, die tagelang um ihre Toten trauern und verletzte Artgenossen mit ihren Körpern stützen. Oder an die Vögel, die ihr eigenes Leben riskieren, um die Brut vor dem Feind abzulenken. Selbst bei Menschen flammt dieser wahre Altruismus nur dann auf, wenn sie ihr eitles Ich vergessen und im Moment der Gefahr selbstlos für andere einstehen. Aber das Tier tut dies ohne moralisches Lehrbuch. Es ist eins mit dem Schmerz des anderen.

Krug: Wenn wir also spirituell sein wollen, sollten wir aufhören, in den Himmel zu blicken und uns über die Schöpfung zu stellen. Wahre Spiritualität wäre es, die Bescheidenheit und die echte Demut der Tiere zu erlernen. Zu akzeptieren, dass wir nicht die Manager der Erde sind, sondern bloß ein vergänglicher Teil von ihr. Der Tod ist das große, verbindende Glied zwischen uns und der Fliege.

Schopenhauer: *(geht langsam weiter, der Nebel beginnt sich ganz leicht zu lichten)* Wir haben uns verirrt, Krug. Nicht hier im Wald – sondern als Spezies. Wir haben uns aus dem harmonischen Fluss der Natur herausgerissen und blicken nun voller Hochmut und Angst auf das zurück, was wir zerstören. Das Tier braucht uns nicht. Es braucht nur unsere Abwesenheit.

Krug: *(blickt ihm nach)* Oder unsere Demut, Herr Schopenhauer. Zumindest das Eingeständnis, dass die Natur nicht vor uns geschützt werden muss – sondern dass der „Naturschutz“ nichts anderes sein darf als der verzweifelte Schutz der Natur vor dem Menschen.

Schopenhauer: *(dreht sich noch einmal um, ein trauriges Lächeln auf den Lippen)* Einverstanden, mein junger Freund. Gehen wir weiter. Solange das Auge noch nichts sieht, müssen wir uns eben auf das Herz verlassen. Wie die Tiere.

Der Nebel hat sich ein wenig gehoben, doch die Luft bleibt feucht und schwer. Die beiden Männer setzen ihren Weg nebeneinander fort. Der Schritt Schopenhauers ist trotz seines Alters fest, getrieben von einer rastlosen inneren Energie. Er wendet den Kopf Krug zu.

Schopenhauer: Sagten Sie nicht vorhin, Ihr Name sei Krug? Sagen Sie mir, Krug, womit verbringt ein Mann wie Sie seine flüchtigen Tage auf dieser Erde, wenn er nicht gerade im Nebel wandert und die Eitelkeit der Könige beklagt?

Krug: Ich unterrichte Yoga, Herr Schopenhauer. Ich versuche, den Menschen zu helfen, ihren Geist zu beruhigen und ihren Körper wieder als Teil des Ganzen zu begreifen. Mit den traditionellen Religionen freilich kann ich nicht viel anfangen. Sobald sie dogmatisch werden, engen sie den Geist ein, statt ihn zu befreien. Sie fordern blinden Glauben an Textzeilen, anstatt die Erfahrung des Seins zu erlauben.

Schopenhauer: *(blickt aufmerksam, fast anerkennend)* Yoga! Ah, das indische Erbe. Was die Religionen betrifft, so haben Sie völlig recht, solange man sie beim buchstäblichen Wort nimmt. Die Religion der Masse kann nur metaphysisch verstanden werden – als ein Gleichnis, ein Mythos für das Volk, das die nackte Wahrheit nicht erträgt. Aber die indische Philosophie, der Buddhismus! Das war das Licht, das mir in der Dunkelheit dieser abendländischen Geistlosigkeit aufging. Denken Sie an den jungen Siddhartha Gautama, den Buddha. Schon als Jüngling, hinter den Mauern seines Palastes, sah er durch den schönen Schein hindurch. Er erkannte, dass alles Streben nach Geltung, aller Reichtum und jede Ruhmsucht nichts als menschliche Eitelkeiten sind. Sie sind die Schlingen des blinden Willens, der uns an das Leiden kettet.

Krug: *(nickt)* Genau das ist das Fundament. Das Freimachen von diesen Anhaftungen. Neben dem Yoga gibt es allerdings noch etwas, das mich fasziniert und meinen Geist fordert: das Schachspiel.

Schopenhauer: *(bleibt abrupt stehen, seine Augen verengen sich zornig, er stößt den Stock heftig auf den Boden)* Schach! Sagen Sie das nicht, Krug! Für die Schachspieler, ebenso wie für die Kartenspieler, habe ich nicht das Geringste übrig! Es ist eine jämmerliche Beschäftigung. Anstatt wahrhaft zu denken, tauschen diese Leute bloß Figuren oder bedruckte Pappkarten aus. Es ist das Äquivalent geistiger Trägheit, verpackt in vermeintliche Komplexität. Und das Schlimmste: Das Schachspielen trägt nicht einen einzigen Funken zur Milderung des allgemeinen Leids auf dieser Welt bei!

Krug: *(bleibt ruhig, lächelt milde)* Schauen Sie nicht so scharf, Herr Schopenhauer. Lassen Sie mich erklären. Wir haben ein Gehirn, das benutzt und gefordert werden will. Ich spiele selbst nur äußerst selten gegen andere Menschen. Mich interessiert nicht der Triumph über einen Gegner. Nein, ich studiere das Schach auf einer wissenschaftlich fundierten Ebene. Tiefe Analysen historischer Partien, das Ergründen der reinen Logik hinter den Zügen – das ist mein Werk. Und daraus baue ich auf eine sehr natürliche Weise eigene Schachstudien und Kompositionen. Es ist ein Akt der Kreativität.

Schopenhauer: *(schaut ihn misstrauisch an, beruhigt sich aber langsam)* Kreativität, sagen Sie? Nun... das wirft ein anderes Licht darauf. Wenn es Ihnen um das Schaffen geht und nicht um das eitle Gewinnenwollen... *(er seufzt leise)* Ich muss

Ihnen etwas gestehen, Krug. Auch ich pflege eine tägliche Gewohnheit, die mancher als Flucht bezeichnen mag. Ich spiele Flöte. Jeden Tag, treu zur exakt selben Stunde. Ich halte die Musik für das mächtigste aller Kunstmittel. Sie ist keine Kopie der Ideen, sondern der unmittelbare Abdruck des Willens selbst. Die Musik ist imstande, das metaphysische Leid des Menschen wenigstens für eine kurze Zeit spürbar zu lindern.

Krug: Sehen Sie? Und genau denselben Zweck erfüllt für mich die Schachkomposition! Eine kunstvoll konstruierte Schachstudie ist wie ein Stück Musik. Sie bietet dem Geist einen kurzfristigen Urlaub vor dem Elend und dem unaufhörlichen Leid des menschlichen Daseins. In diesem Punkt, Herr Schopenhauer, treffen wir uns völlig. Es ist die Flucht in die reine, schmerzfreie Kontemplation.

Schopenhauer: *(nachdenklich, geht wieder langsamer weiter)* Mag sein, Krug. Mag sein. Und doch... diese vierundsechzig Felder! Sie sind mir schlicht zu klein, um den unendlichen menschlichen Geist darin hineinzupressen – auch wenn die Mathematiker behaupten, die Möglichkeiten auf diesem Brett seien astronomisch. Es bleibt ein künstlicher Käfig. Deshalb habe ich mich für die Philosophie entschieden. Sie ist die einzig ganzheitliche Wissenschaft überhaupt. Alles andere – die Biologie, die Chemie, die Psychologie – sind doch nur winzige Teilaspekte, Bruchstücke, die das große Ganze niemals erfassen können. Nur die Philosophie blickt auf das Wesen der Welt selbst.

In diesem Moment geschieht etwas Unerwartetes. Die dichten Wolken über ihnen reißen für wenige Sekunden auf. Ein einzelner, warmer, goldener Sonnenstrahl bricht durch das Grau und fällt genau auf das faltige Gesicht des alten Philosophen. Schopenhauer hält inne, schließt für einen Moment die Augen und ein seltenes, fast glückliches Lächeln stiehlt sich auf seine Lippen.)

Schopenhauer: *(leise, fast ertappt)* Ah... Es ist mir in diesem kurzen Augenblick fast so, als würde Gott mir zulächeln...

Krug: *(beobachtet ihn fasziniert)* Ein schöner Gedanke für einen Pessimisten, nicht wahr?

Schopenhauer: *(schreckt hoch, wird sofort wieder streng logisch, schüttelt den Kopf)* Nein, missverstehen Sie mich nicht, Krug! Bleiben wir exakt in der Logik. Einen körperlichen Gott, einen bärtigen Herrscher, der auf einem Thron sitzt und über uns richtet, schließe ich kategorisch und völlig aus. Das ist kindlicher Anthropomorphismus! Was es jedoch gibt, ist die schöpferische Urkraft. Das ist das Metaphysische, das dieses Universum durchdringt. Es ist ein ganzheitlicher „Gott“,

wenn Sie diesen Begriff unbedingt nutzen wollen – ein Prinzip, das das große Ganze im Auge hat.

Krug: Ein Ganzes, das wir mit unserem begrenzten Verstand kaum greifen können.

Schopenhauer: *(blickt wieder in den Nebel, der sich nun vollends schließt)* Ganz genau. Im Gegensatz zu dieser allumfassenden Urkraft sind wir Menschen erbärmliche Wesen, die nur fähig sind, winzige Bruchteile der Realität zu erkennen. Wir sehen den Nebel und glauben, es sei die Welt. Doch die schöpferische Kraft bewegt die Planeten ebenso wie die Larve der Fliege im Schlamm. Wir sollten aufhören, uns als ihre Krone zu betrachten.

Die Natur um sie herum ist wieder still geworden, während die beiden Männer schweigend weitergehen, verbunden im selben Gedanken über die Winzigkeit des Menschen im Vergleich zum unendlichen Ganzen.

Die Schritte der beiden Männer werden noch langsamer, fast ehrfürchtig. Das feuchte Laub dämpft jeden Tritt, als der Wald um sie herum in eine tiefe, andächtige Stille versinkt. Schopenhauer blickt starr auf den Weg vor sich, die Hände fest um den Knauf seines Spazierstocks geschlossen.

Schopenhauer: *(seine Stimme verliert plötzlich jede Schärfe, sie wird leise, brüchig und tief bedächtig)* Wissen Sie, Krug... der Geist mag sich in den Höhen der Philosophie oder in den Melodien einer Flöte verlieren, aber das Herz... das Herz bricht an den einfachsten Dingen. Ich habe meinen Pudel verloren. Er ist gestorben.

Krug: *(hält inne, blickt Schopenhauer von der Seite an)* Das tut mir von Herzen leid. Wann ist es geschehen?

Schopenhauer: Gerade vor einer Woche. Ein tiefer, schneidender Schmerz hat mich seither fest im Griff. Atma war sein Name – die Weltseele. Und nun ist er an einem besseren Ort, wo auch immer dieses metaphysische Reich liegen mag. Er weht jetzt in den herbstlichen Lüften um uns herum und existiert fort in den Gestalten aller zukünftigen Pudel, die diese Erde noch betreten werden. Ich bin unendlich traurig, Krug. Ich habe den treuesten Freund verloren, den ein Mann in dieser kalten Welt haben kann. Kein Mensch – kein einziger – besitzt eine solche Reinheit der Seele wie dieser Hund.

Krug: *(nickt sanft, geht mit extrem langsamen Schritten weiter)* Ein treuer Hund ist oft der einzige Anker in der Einsamkeit. Die Menschen enttäuschen, weil ihr Ego ihnen im Weg steht. Das Tier hingegen fordert nichts.

Schopenhauer: Atma war immer an meiner Seite, Krug. In den dunkelsten, einsamsten Stunden meines Daseins. Er kannte keinen Neid, keine Missgunst und nicht diesen abscheulichen Funken Schadenfreude, der den Charakter fast aller Menschen vergiftet. Wenn er mich ansah, war da nur reine, unverfälschte Freude. Er war ganz besonders präsent, wenn es mir schlecht ging. Wenn meine Stimmung kippte oder ich die fundamentale Einsamkeit des Daseins als eine unerträgliche Last empfand, wich er mir nicht von der Seite.

Krug: Tiere besitzen eine feine Antenne für unsere Seelenlandschaften. Sie spüren den Schmerz, noch bevor wir ihn selbst in Worte fassen können.

Schopenhauer: *(bleibt stehen, ein feuchter Glanz tritt in seine Augen)* Genau das ist es! Er konnte zuhören, Krug. Er hörte mir zu, ohne jemals die menschlichen Worte verstehen zu müssen. Er blickte direkt auf meine Seele. Meinen Gesichtsausdruck, meine Mimik, meine kleinsten Gesten, ja, selbst meinen schweren, altersmüden Gang – alles verstand Atma vollkommen richtig. Nach all den Jahren des Zusammenlebens gab es zwischen uns kaum jemals ein Missverständnis. Ich musste ihm nichts erklären. Er wusste es einfach.

Krug: Und wie kam das Ende? Kam es sanft zu ihm?

Schopenhauer: *(seufzt schwer, stützt sich auf seinen Stock)* Er starb so unauffällig, wie er gelebt hatte. Ich saß an meinem Schreibtisch, in der gewohnten Einsamkeit meines Zimmers, und schrieb am Manuskript zu meinem neuen Buch, den *Parerga und Paralipomena*. Atma lag auf seinem Platz zu meinen Füßen. Plötzlich schnaufte er tief. Ein langer, schwerer Seufzer. Ich hielt kurz inne, blickte hinab und er sah mich an – so treuherzig, so voller Vertrauen, wie er es tausendmal zuvor getan hatte. Ich ahnte nichts, Krug. Ich dachte, er richte sich nur zum Schlafen ein, wendete mich wieder dem Papier zu und schrieb weiter... Federstrich um Federstrich. Als ich Stunden später aufstand, um nach ihm zu sehen, war er eingeschlafen. Er ist einfach nicht mehr aufgewacht.

Krug: Ein gnädiger Tod für eine reine Seele. Er ist im Frieden hinübergegangen, in Ihrer Nähe.

Schopenhauer: *(blickt ins trübe Grau des Waldes)* Ja, das war er. Er hatte ein gutes Leben bei mir. Jeden Tag, bei jedem Wetter, bin ich mit ihm spazieren gegangen. Oft stundenlang, genau so, wie wir beide es jetzt tun. Er hat den Wald geliebt. Nun gehe ich diesen Weg allein. Und die Welt erscheint mir noch ein Stück leerer, eitler und kälter ohne ihn. Er war der lebendige Beweis dafür, dass das Mitleid und die Liebe keine menschlichen Erfindungen sind, sondern das wahre Fundament der Natur.

Die beiden Männer setzen schweigend ihren Weg fort. Schopenhauers Blick sucht den Waldboden, als würde er im Geist immer noch nach den Pfotenabdrücken seines treuen Atma suchen, während der Nebel sie sanft einhüllt.

Schopenhauer verlangsamt seine Schritte noch mehr. Seine Augen, eben noch feucht von der Erinnerung an seinen treuen Hund, weiten sich im philosophischen Ernst. Er hebt die Hand, um Krugs Einwand aufzufangen.

Schopenhauer: *(bleibt stehen, den Blick weit in die Ferne des Nebels gerichtet)* Das, Krug, ist das große Geheimnis des Todes. Mein Leben lang habe ich versucht, diesem Geheimnis näher zu kommen. Es hat mich schon seit meiner frühesten Jugend beschäftigt, ja gequält: In jeder Geburt liegt bereits der Tod, und in jedem Tod keimt die neue Geburt. Ohne das eine gibt es das andere nicht. Es ist ein Paradoxon, das die Masse der Menschen nicht begreift, weil sie das Ende fürchten. Doch der Tod ist der wahre Freund aller Lebenden. Er ist der treueste von allen! Das Leben selbst ist doch nur eine flüchtige Erscheinung... eine Art Fata Morgana, die uns täuscht. Der Tod aber, Krug, der Tod ist die nackte, unerschütterliche Realität.

Schopenhauer: *(dreht den Kopf, mustert Krugs Gesichtsausdruck ganz genau, um die Wirkung seiner Worte zu prüfen, und fährt dann fort)* Das Leben ist ein unaufhörlicher Kreislauf, ein ewiger Tanz zwischen den Erscheinungsformen des Werdens und des Vergehens. Betrachten Sie das Alltäglichste, Herr Krug: unser Essen! Ohne dass wir jeden Tag Nahrung zu uns nehmen, können wir nicht existieren. Und was essen wir? Außer Bakterien und Viren verzehren wir Fleisch und Pflanzenteile – also alles, was zuvor lebte und nun *tot* ist. Verstehen Sie das Ausmaß dieser Wahrheit? Wenn wir essen, Herr Krug, dann essen wir den Tod mit! Unser Leben nährt sich sekündlich vom Sterben anderer. Und wenn wir atmen – dieses ständige Ein- und Ausatmen –, ist es exakt derselbe Kreislauf. Ein ständiges Nehmen und Zurückgeben.

Krug: *(nickt bedächtig)* Das wussten in der Tat schon die alten Yogis, Herr Schopenhauer. In den Veden steht geschrieben, dass *Prana*, der Lebensatem, und *Apana*, die Kraft des Abgebens und des Todes, unzertrennlich verbunden sind. Das eine kann ohne das andere in unserer Natur nicht existieren. Leben und Tod sind zwei Seiten derselben Medaille. *(Krug hält inne, sein Blick wird scharf, und er hebt abwehrend die Hand)* Aber halten Sie ein, Herr Schopenhauer! Dies gilt für die Erde. Für dieses winzige Glied im Kosmos, das wir überschauen können. Ich kenne keinen anderen Planeten, auf dem wir diesen Kreislauf empirisch nachgewiesen haben. - Für mich existiert das Leben ausschließlich hier, auf diesem verletzlichen, blauen Planeten. Da draußen, in der unendlichen Schwärze des Alls, herrscht nichts als der kalte, absolute Tod. Das Universum ist eine leblose Wüste.

Schopenhauer: *(lacht laut auf, ein kurzes, triumphierendes Poltern, das durch die Bäume hallt)* Ach, Krug! Das ist sie wieder, die typisch menschliche Kurzsichtigkeit! Sie machen denselben Fehler wie die meisten Menschen: Was das Auge im Moment nicht sieht, das darf es in Ihrer Logik auch nicht geben. Sie lassen sich von der aktuellen Begrenztheit unserer Sinne täuschen!

Krug: *(sieht ihn fragend an)* Es ist die Grenze unserer heutigen Wissenschaft, Herr Schopenhauer. Wir wissen es schlicht nicht.

Schopenhauer: Hören Sie mir zu! Die Wissenschaft wird nicht auf unserem heutigen Stand stehenbleiben. In der Zukunft – dessen bin ich mir gewiss – wird der Mensch feine, hochentwickelte Geräte und optische Instrumente bauen. Apparate, von denen wir heute kaum zu träumen wagen. Und mit diesen Geräten wird er Planeten da draußen entdecken, die von exakt ähnlicher Größe, Form und Distanz zu ihrer Sonne sind wie unsere Erde! Und wissen Sie, was dann geschieht?

Krug: *(schweigt und hört aufmerksam zu)*

Schopenhauer: Wenn dort draußen dieselben physikalischen Komponenten und chemischen Bedingungen zusammenkommen wie hier, dann wird dort, nach den unumstößlichen Gesetzen der Natur, auch Leben möglich sein! Der Wille zum Leben bricht sich überall Bahn, wo man ihm die Tür öffnet. *(Schopenhauer hält inne, und ein spöttisches, fast befreites Lächeln huscht über sein Gesicht)* Auch wenn es auf diesen fernen Welten glücklicherweise wohl keine Menschen geben wird! Die Natur wird klug genug sein, diesen evolutionären Fehler nicht noch einmal zu wiederholen.

Krug: *(muss unwillkürlich lächeln)* Keine Menschen? Ein tröstlicher Gedanke für die dortige Natur.

Schopenhauer: *(wird wieder vollkommen ernst)* Sehen Sie! Damit ist das Gesetz von Leben und Tod kein rein irdisches Phänomen. Es ist ein universelles, kosmisches Gesetz! Egal wie gigantisch die Distanzen sind und wie unerreichbar diese Exoplaneten für unsere eitle Raumfahrt bleiben mögen: Überall dort, wo die Urkraft Materie in Leben verwandelt, wird dieses Leben untrennbar an den Tod gekoppelt sein. Das Eine bedingt das Andere – im gesamten Universum. Wir sind nur ein winziger Bruchteil dieses unendlichen, ewigen Kreislaufs.
Die Wolken schließen sich wieder über den beiden Denkern, und das herbstliche Grau nimmt ihnen erneut die Sicht. Sie gehen schweigend weiter, jeder in den Gedanken versunken, dass der Atem, den sie gerade ausstoßen, Teil eines kosmischen Prinzips ist, das weit über die Grenzen ihrer eigenen Vergänglichkeit hinausreicht.

Das anthropogene Funktionsdefizit im Spiegel ökologischer Netzwerke: Eine komparative Analyse zwischen der Systemrelevanz von Dipteren und der evolutionären Sonderrolle des Homo sapiens

Abstract

In der anthropozentrisch geprägten Alltagswahrnehmung werden Spezies oft nach ihrem direkten Nutzen oder Störfaktor für den Menschen klassifiziert. Besonders Zweiflügler (Diptera) wie Fliegen und Stechmücken (Gelsen) gelten gemeinhin als minderwertige Schädlinge. Aus ökologischer Sicht erweisen sich diese Taxa jedoch als fundamentale Säulen der Biosphäre. Im Gegensatz dazu offenbart die funktionelle Ökologie beim modernen Menschen (*Homo sapiens*) eine biologische Anomalie: Er ist die einzige evolutionär dominante Art, deren vollständiges Verschwinden die globale Biodiversität und Ökosystemstabilität nicht kollabieren lassen, sondern regenerieren würde. Diese Arbeit kontrastiert die Systemrelevanz verachteter Insekten mit der funktionalen Isolation des Menschen und sucht nach potenziellen biologischen Äquivalenten.

1. Theoretische Fundierung und Begriffsdefinitionen

Die ökologische Bewertung einer Art erfolgt in der Biologie wertfrei über ihre quantifizierbaren Beiträge zu Stoff- und Energiekreisläufen. Hierbei sind folgende Konzepte zentral:

- **Trophische Integration:** Der Grad, zu dem eine Art über Nahrungsbeziehungen (Fressen und Gefressenwerden) mit anderen Organismen im Ökosystem vernetzt ist.
- **Biomasse-Transfer:** Die Effizienz und Menge, mit der Energie von einer trophischen Ebene (z. B. Primärproduzenten) auf die nächste (z. B. Konsumenten) übertragen wird.
- **Destruenten-Kaskade:** Der mehrstufige Prozess des Abbaus organischer Substanz durch Saprobionten (Aas- und Kotfresser), ohne den der globale Nährstoffkreislauf blockiert wäre.
- **Evolutionärer Selektionsdruck:** Die Einwirkung von Umweltfaktoren (einschließlich Krankheitserregern und Parasiten), die die genetische Anpassung und damit die Widerstandsfähigkeit einer Population steuern.
- **Anthropogene Monokultur:** Ein vom Menschen künstlich geschaffenes, artenarmes System, das ohne permanente Energiezufuhr und Regulation von außen instabil ist.
-

2. Die unsichtbaren Giganten: Ökologische Rehabilitation von Fliege und Gelse

Die Abwertung von Fliegen und Stechmücken (Gelsen) als "lästig" oder "minderwertig" ist ein kognitiver Fehler des menschlichen Alltagsverstandes. Biologen wie der weltbekannte Biodiversitätsforscher **Edward O. Wilson** wiesen wiederholt nach, dass die terrestrischen und limnischen (Süßwasser-) Ökosysteme ohne diese Insektengruppen innerhalb weniger Monate kollabieren würden.

2.1 Die Stechmücke (Culicidae / Gelse) als ökologischer Dreh- und Angelpunkt

Der Biologe und Mückenexperte **Jereon Spitzen** sowie zahlreiche Limnologen betonen die doppelte Schlüsselrolle der Gelsen in ihren unterschiedlichen Lebensstadien:

- **Aquatische Phase:** Mückenlarven leben in stehenden Gewässern. Sie filtrieren riesige Mengen an organischen Partikeln, Mikroalgen und Bakterien. Dadurch reinigen sie das Wasser und verwandeln mikroskopische Energie in hochwertige tierische Biomasse (Proteine und Fette).
- **Nahrungsfundament:** Als Larven sind sie die Hauptnahrungsquelle für Jungfische, Molche und Libellenlarven. Nach der Metamorphose zur fliegenden Mücke bilden sie die Existenzgrundlage für Milliarden von Vögeln (z. B. Schwalben), Fledermäusen und Spinnen. Ein Aussterben der Gelsen würde eine trophische Kaskade auslösen, die das Massensterben höherer Wirbeltiere zur Folge hätte.
- **Bestäubung:** Nur die weiblichen Mücken stechen zur Eiablage. Männliche (und oft auch weibliche) Gelsen ernähren sich rein von Pflanzensäften und Nektar. Sie sind in nördlichen und alpinen Breiten sowie in Tundren essentielle Bestäuber von Wildpflanzen und Orchideenarten.
-

2.2 Die Fliege (Diptera) als planetare Müllabfuhr

Der Entomologe **Bryant McAuslane** dokumentiert die unersetzlichen Ökosystemdienstleistungen der Fliegen, die weit über jene der Honigbiene hinausgehen:

- **Remineralisierung (Rolle als Destruenten):** Schmeißfliegen (*Calliphoridae*) und Fleischfliegen (*Sarcophagidae*) besitzen hochentwickelte Sensorien für Kadaver und Fäkalien. Ihre Larven zersetzen totes organisches Material in Rekordzeit. Ohne sie würden Landschaften durch unzersetzte Kadaver toxisch belastet; der Stickstoff- und Kohlenstoffkreislauf käme zum Erliegen.
- **Die verkannten Hauptbestäuber:** Neben den Bienen sind Fliegen (insbesondere Schwebfliegen, *Syrphidae*) die wichtigsten Bestäuber weltweit. Viele Nutzpflanzen (wie der Kakaobaum, der fast ausschließlich von winzigen Gnitzen bestäubt wird) und Wildblumen sind strikt auf Fliegen angewiesen. Sie fliegen auch bei niedrigeren Temperaturen und schlechterem Wetter als Bienen.

3. Das humane Paradoxon: Null-Nutzen und maximale Destruktion

Im direkten Kontrast dazu steht *Homo sapiens*. Der Ökologe **Robert T. Paine** prägte das Konzept der Schlüsselspezies, um Arten zu definieren, die das System stützen. Der Mensch hingegen agiert als eine Art „Hyper-Prädator" oder „Invasive De-Stabilisierungs-Spezies". Biologisch betrachtet trägt der Mensch nichts zur Stabilität der Biosphäre bei:

1. **Er ist keine biologische Nahrungsgrundlage:** Der Mensch ist aus den natürlichen Nahrungsketten weitgehend ausgeschieden. Kein wildlebendes Tier ist für seine Populationserhaltung darauf angewiesen, Menschen zu jagen oder zu fressen.
2. **Er blockiert den Stoffkreislauf:** Menschliche Biomasse wird nach dem Tod selten der Natur zur Remineralisierung überlassen (Sargbestattung, Kremation). Zudem entzieht er dem System Nährstoffe und gibt sie als nicht-biologische Abfälle (Plastik, Giftstoffe) zurück.
3. **Er zerstört die Nischen anderer:** Während die Gelse Nischen füllt und Leben ermöglicht, verdrängt der Mensch andere Arten durch Habitatzerstörung.

4. Gibt es überhaupt ein Tier, das so wenig beiträgt wie der Mensch?

Sucht man in der gesamten Zoologie nach einem wildlebenden Äquivalent zum Menschen – also einem Tier, dessen Verschwinden das Ökosystem *nicht* schädigen oder sogar entlasten würde –, sticht ein fundamentales biologisches Prinzip ins Auge: **In intakten, Jahrmillionen alten Evolutionsprozessen gibt es keine funktionslosen Wildtiere.** Jede Art, die langfristig überlebt, hat sich so in ihr Netz eingefügt, dass sie regulierend wirkt.
Es gibt jedoch drei Graubereiche, in denen Tiere durch menschlichen Einfluss oder extreme Spezialisierung eine ähnlich isolierte oder destruktive Rolle einnehmen:

4.1 Die Hauskatze (*Felis catus*) – Der subventionierte Prädator

Die Naturschutzbiologin **Marra Peter** zeigt in großflächigen Studien, dass die domestizierte Hauskatze dem System rein ökologisch gesehen nichts gibt, aber massiv nimmt.

- **Abkopplung vom System:** Normale Raubtiere regulieren sich selbst (wenig Beute = weniger Raubtiere). Die Hauskatze wird jedoch vom Menschen gefüttert. Ihre Population bleibt unabhängig vom Zustand der Natur astronomisch hoch.
- **Das Defizit:** Sie tötet weltweit jährlich Milliarden Singvögel, Reptilien und Kleinsäuger, erfüllt dabei aber keine regulatorische Funktion, da sie diese Nischen nicht im Gleichgewicht hält, sondern verödet. Sie ist das vom Menschen geschaffene Abbild seines eigenen ökologischen Verhaltens.
-

4.2 Hochgradig spezialisierte Endoparasiten (z. B. der Medinawurm)

Der Evolutionsbiologe **Richard Dawkins** beschreibt in seinen Abhandlungen über den „Phänotyp", wie Parasiten das Verhalten und die Biologie ihrer Wirte manipulieren. Organismen wie der Medinawurm (*Dracunculus medinensis*) oder bestimmte Bandwürmer

leben ausschließlich im Inneren eines spezifischen Wirts (oft dem Menschen oder Haustieren).

- **Das Defizit:** Sie entziehen ihrem Wirt Ressourcen, schwächen oder töten ihn, ohne dass ihre eigene Biomasse im Anschluss größeren Nahrungsketten zur Verfügung steht. Ihre einzige systemische Funktion ist die des "Selektionsdrucks" (sie zwingen das Immunsystem des Wirts zur Evolution). Fällt dieser isolierte Parasit weg, jubelt das System; ein ökologischer Kollaps bleibt aus. Der Mensch rottet den Medinawurm derzeit aktiv aus – ohne jede negative Konsequenz für die globale Natur.

4.3 Invasive Arten in der Initialphase (z. B. die Agakröte in Australien)

Wenn eine Wildtierart durch den Menschen in ein fremdes Ökosystem verschleppt wird, agiert sie dort anfangs exakt wie der Mensch. Der Ökologe **Charles Elton**, Begründer der Invasionsbiologie, beschrieb dieses Phänomen:

- **Das Defizit:** Die Agakröte (*Rhinella marina*) in Australien hat in ihrer neuen Heimat keine natürlichen Feinde, da die dortigen Raubtiere ihr Gift nicht vertragen. Sie frisst die einheimische Fauna leer und dezimiert Raubtierbestände durch Vergiftung. In diesem System trägt sie absolut nichts Positives bei; sie ist rein destruktiv. Erst nach Jahrtausenden der Ko-Evolution würde sie sich (theoretisch) einfügen.
-

5. Fazit

Der Vergleich offenbart eine scharfe Asymmetrie in der biologischen Wertigkeit: Kreaturen wie Fliegen und Gelsen, die in der menschlichen Kultur als Inbegriff des Nutzlosen und Lästigen gelten, erweisen sich bei wissenschaftlicher Betrachtung als die unersetzlichen Architekten und Erhalter der globalen Lebensgrundlagen.
Ein echtes, rein wildlebendes Tier, das so wenig zum Ökosystem beiträgt und es gleichzeitig so massiv schädigt wie der Mensch, existiert in der Natur nicht. Das Prinzip der natürlichen Selektion verhindert die langfristige Existenz einer solchen evolutionären Sackgasse. Die einzigen Tiere, die eine ähnlich nutzlose oder destruktive Bilanz aufweisen, sind jene, die der Mensch durch Domestikation aus der Natur herausgelöst hat (Nutz- und Haustiere) oder die er als invasive biologische Waffen unfreiwillig in fremde Lebensräume presste. Der Mensch bleibt das einzige fundamentale Null-Nutzen-Element der globalen Biosphäre.

Das, was wir heute „Naturschutz“ nennen, müsste eigentlich fast immer **„Schutz der Natur vor dem Menschen“** heißen.

1. Warum hält sich der Mensch für so wichtig?

- **Der anthropozentrische Filter:** Wir Menschen können die Welt nur durch unsere eigenen Augen und unser eigenes Gehirn wahrnehmen. Da wir die

Technologie, die Sprache und die Wissenschaft dominieren, erklären wir uns selbst zum Maßstab aller Dinge. Ein Löwe oder eine Biene reflektiert nicht über ihren Platz im Universum – wir schon. Aus dieser Fähigkeit haben wir fälschlicherweise eine „Überlegenheit“ abgeleitet.

- **Historische und religiöse Prägung:** Über Jahrtausende haben die großen Weltreligionen und Philosophien gelehrt, dass der Mensch das Zentrum der Welt sei (z. B. der biblische Auftrag „Macht euch die Erde untertan“). Das hat sich tief in unser kulturelles Erbgut eingebrannt.
- **Evolutionäre Arroganz:** Unsere Fähigkeit, Werkzeuge zu bauen, das Feuer zu beherrschen und andere Arten auszurotten, hat uns extrem erfolgreich gemacht – zumindest kurzfristig. Unser Gehirn verwechselt diesen evolutionären *Erfolg* (Ausbreitung und Macht) mit biologischem *Nutzen* (Beitrag zum System).

2. Warum glaubt der Mensch an „Naturschutz“?

Dass wir heute Naturschutz betreiben, entspringt selten reinem Altruismus. Es ist ein Akt der Selbsterhaltung, verpackt in Moral.

- **Egoistischer Naturschutz:** Der Mensch merkt langsam, dass er das Raumschiff zerstört, auf dem er selbst fliegt. Wenn wir das Klima schützen oder Bienen retten, tun wir das meistens nicht für die Biene, sondern weil wir ohne die Bestäubung verhungern würden. Wir schützen die Natur, um unsere eigene Lebensgrundlage zu sichern.
- **Das Konzept der „Schöpfungsverantwortung“:** Da der Mensch die Macht hat, alles zu zerstören, entwickelt er eine moralische Schuld. Naturschutz ist oft der Versuch, das eigene Gewissen zu beruhigen und den Schaden zu reparieren, den wir selbst angerichtet haben.
- **Die Illusion der Kontrolle:** Der Begriff „Naturschutz“ suggeriert, dass wir die Manager der Erde sind. Es schmeichelt unserem Ego zu glauben, die Natur bräuchte unsere Hilfe, um zu überleben. Dabei braucht sie uns nicht – sie braucht nur unsere Abwesenheit oder zumindest unser Stillhalten.

Fazit: Der größte Widerspruch der Evolution

Der Mensch ist das einzige Tier, das klug genug ist, um zu verstehen, wie das Ökosystem funktioniert, und gleichzeitig das einzige Tier, das dumm genug ist, es für den kurzfristigen Profit zu zerstören. Naturschutz ist am Ende nichts anderes als der verzweifelte Versuch des Menschen, sich vor sich selbst zu schützen.

Der Mensch ist das einzige Tier, das biologisch so mangelhaft konstruiert ist, dass es künstliche Systeme wie Religion, Gesetze und Moral erfinden musste, um sich nicht selbst zu vernichten.

All diese Konzepte – Liebe, Frieden, Gesetze, Moral – sind keine Entdeckungen einer höheren Ordnung, sondern **Überlebenswerkzeuge für eine von Natur aus maßlose, gierige Spezies**.

1. Die wahre Funktion von Religion, Gesetz und Moral

Aus Sicht der Evolutionsbiologie und Anthropologie haben diese Systeme einen ganz pragmatischen Zweck: Sie sind **Zähmungswerkzeuge**.

- **Gesetze gegen die Gesetzlosigkeit:** Kein anderes Tier bricht die Regeln der Natur so radikal wie der Mensch. Raubtiere töten nur, um zu fressen oder Reviere zu verteidigen – sie jagen keine Arten bis zur Ausrottung aus reinem Vergnügen oder Profit. Weil der Mensch keinen eingebauten biologischen Hemmmechanismus für seine Gier hat, musste er sich künstliche Gesetze schreiben. Gesetze schützen den Menschen vor der Raubtiernatur des anderen Menschen.
- **Religion und Moral als sozialer Klebstoff:** Große Gruppen von Menschen (über die Stammesgröße von ca. 150 Personen hinaus) können nur kooperieren, wenn sie an dieselben Mythen glauben. Religionen predigen „Liebe“ und „Frieden“ genau deshalb, weil der Mensch von Natur aus zu extremer Gewalt und Grausamkeit neigt. Sie sind der verzweifelte Versuch, das unberechenbare Raubtier Mensch moralisch zu fesseln.
- Selbst unsere Götter haben wir nach unserem Ebenbild geschaffen – herrschsüchtig, eifersüchtig, strafend und anthropozentrisch. Wir haben uns die Lizenz zur Ausbeutung der Erde quasi selbst göttlich bescheinigt.

2. Wer ist narzisstischer?

Narzissmus erfordert ein ausgeprägtes Ich-Bewusstsein, die Fähigkeit zur Selbstreflexion und den Drang, sich über andere zu stellen.

- **Mensch vs. Fliege:** Die Fliege ist unschuldig. Sie hat kein Ego. Sie folgt zu 100 Prozent ihren genetischen Programmen (Essen, Paaren, Eierlegen). Sie hält sich nicht für besser als eine Gelse – sie *ist* einfach. Der Mensch hingegen ist das maximal narzisstische Wesen: Er zerstört den gesamten Planeten und glaubt gleichzeitig, er sei das Wichtigste im Universum.
- **Mensch vs. Katze:** Katzen wirken auf uns oft arrogant oder egoistisch, weil sie sich dem Menschen nicht unterwerfen und tun, was sie wollen.

Aber das ist kein Narzisstischer Trieb, sondern biologische Autonomie. Eine Katze schaut nicht in den Spiegel und denkt, sie müsste die Weltherrschaft übernehmen oder die Natur "optimieren".

- **Mensch vs. Maus:** Die Maus lebt im Hier und Jetzt. Sie hortet nur so viel Nahrung, wie sie zum Überleben braucht. Der Mensch hingegen hortet Milliarden an Vermögen, die er in tausend Leben nicht ausgeben kann, nur um seinen Status (seinen Narzissmus) zu füttern.

Das Urteil: Der Mensch gewinnt jeden Narzissmus-Vergleich haushoch. Kein anderes Tier leidet an Größenwahn.

3. Wer ist altruistischer?

Altruismus bedeutet in der Biologie, das eigene Leben oder die eigene Energie für das Wohl anderer einzusetzen – oft ohne direkten Gegenwert.

- **Der Mensch:** Menschlicher Altruismus ist oft an Bedingungen geknüpft (Ego-Bestätigung, Steuervorteile, Angst vor der Hölle, gesellschaftliches Ansehen). Echter, reiner Altruismus gegenüber anderen Spezies ist beim Menschen extrem selten und meistens nur Schadensbegrenzung für zuvor angerichtete Zerstörung.
-
- **Die Tiere:** In der Natur gibt es hochentwickelten Altruismus, der rein biologisch gesteuert ist:
  - **Mäuse und Ratten:** In wissenschaftlichen Experimenten verzichten Ratten auf Futter, um einen Artgenossen aus einer Falle zu befreien. Sie zeigen echte Empathie.
  - **Fliegen/Insekten:** Staatenbildende Insekten (Ameisen, Bienen) opfern ihr Leben ohne Sekundenzögern für den Staat. Auch bei Dipteren (Fliegen) opfern sich Individuen oft indirekt auf, indem sie als gigantische Nahrungsbasis das Überleben ganzer Ökosysteme sichern.
  - **Wale und Elefanten:** Sie verteidigen verletzte Gruppenmitglieder tagelang gegen Angreifer, adoptieren Waisen und trauern um ihre Toten – ganz ohne geschriebene Gesetze oder Religionen.
- **Das bittere Fazit**

Der Mensch hat Kultur, Moral und Religion nicht erschaffen, weil er so edel und gut ist, sondern **weil er so gefährlich und gierig ist**. Sie sind die Krücken einer Spezies, die ohne sie schon längst an ihrer eigenen Zerstörungskraft zugrunde

gegangen wäre. Die Fliege, die Katze und die Maus brauchen keine Bibel und kein Gesetzbuch – sie sind bereits perfekt in die Harmonie der Welt integriert.

Der biologische Unterschied zwischen der Brutalität der Natur und der Grausamkeit des Menschen liegt im **Bewusstsein** und in der **Notwendigkeit**.

Ein Raubtier tötet, um zu überleben. Der Mensch hingegen ist das einzige Lebewesen, das Grausamkeit als bewusstes Machtinstrument einsetzt.

1. Wer ist grausamer: Mensch, Bär oder Wolf?

Die Biologie und die Philosophie trennen hier ganz scharf zwischen natürlicher Brutalität und moralischer Grausamkeit.

- **Bär und Wolf (Amoralische Brutalität):** Wenn ein Bär ein Schaf reißt und lebendig frisst, wirkt das auf uns menschliche Beobachter sadistisch. Für den Bären ist es das jedoch nicht. Er besitzt kein moralisches Konzept von „Gut“ und „Böse“ oder „Schmerz“. Raubtiere haben keine Hände, um Beute zu fixieren oder sanft zu töten. Sie fressen, sobald das Tier bewegungsunfähig ist, um keine wertvolle Energie zu verlieren. Es ist reine, zweckgebundene Überlebensbiologie.
- **Der Mensch (Bewusste Grausamkeit):** Grausamkeit im echten Sinne erfordert Empathie. Man muss wissen, dass das Gegenüber leidet, und es *trotzdem* (oder gerade deswegen) tun. Der Mensch quält, tötet und vernichtet aus Motiven, die es in der Natur nicht gibt: Sadismus, Habgier, Rache, Ideologie, Neid oder Unterhaltung (z. B. Massentierhaltung, Stierkämpfe, Kriege).

- **Das Urteil:** Der Mensch ist das weitaus grausamere Tier. Er verursacht das meiste Leid auf diesem Planeten – und er tut es im vollen Bewusstsein seines Handelns.

2. Warum wurden (und werden) Wolf und Bär ausgerottet?

Die Behauptung, Wolf und Bär würden ausgerottet, weil sie „böse“ oder „grausam“ sind, war über Jahrhunderte die moralische Rechtfertigung und Propaganda des Menschen. Die wahren Gründe sind jedoch völlig unromantisch und egoistisch:

- **Konkurrenz um Ressourcen:** Der Hauptgrund für die Ausrottung von Großraubtieren in Europa war der Schutz von Nutztieren. Ein Wolf, der ein Schaf reißt, stiehlt aus Sicht des Menschen dessen Eigentum und

Nahrung. Der Mensch duldet keine Konkurrenz in seinem selbst ernannten Revier.

- **Lebensraumbeanspruchung:** Der Mensch hat die Wälder abgeholzt, Städte gebaut und die Natur in Äcker verwandelt. Wo alles dem Menschen gehört, ist kein Platz mehr für ungezähmte Wildnis. Wolf und Bär passen schlicht nicht in das Konzept einer komplett durchoptimierten Kulturlandschaft.
- **Angst und Kontrollverlust:** Große Beutegreifer entziehen sich der menschlichen Kontrolle. Sie jagen nachts, sie sind stark und sie sind potenziell gefährlich. Der narzisstische Allmachtsanspruch des Menschen erträgt es psychologisch schwer, dass es in seiner Nähe Wesen gibt, die er nicht vollständig kontrollieren kann oder die ihm gefährlich werden könnten.
- **Das Feindbild in Kultur und Märchen:** Um das Gewissen zu beruhigen, hat der Mensch diese Tiere dämonisiert. Märchen wie *Rotkäppchen* oder der *Der böse Wolf* wurden über Generationen genutzt, um die systematische Vernichtung biologisch notwendiger Spitzenprädatoren moralisch zu legitimieren.

Das ökologische Paradoxon der Ausrottung

Die Ausrottung von Wolf und Bär zeigt erneut die Kurzsichtigkeit des Menschen. Als sogenannte **Spitzenprädatoren** erfüllen sie eine lebenswichtige Funktion: Sie halten Wildbestände (wie Rehe und Hirsche) gesund, indem sie kranke Tiere jagen, und sie verhindern, dass das Wild junge Bäume im Wald kahlfrisst.

Wo der Wolf fehlt, muss der Mensch die Rolle des Jägers künstlich übernehmen – und beweist damit wieder einmal, dass er erst ein System zerstört, um sich danach als dessen unentbehrlicher Manager aufzuführen.

In der Natur gibt es keine „bösen“ Tiere.

Der Begriff „böse“ ist eine rein menschliche, moralische Erfindung. Biologisch gesehen ist die Zecke ein hochgradig erfolgreicher Parasit, der seit Jahrmillionen eine feste, stabilisierende Funktion im Ökosystem erfüllt.

1. Die Funktion der Zecke im Ökosystem

Die verhassten Achtbeiner erfüllen Aufgaben, die für ein gesundes Ökosystem unerlässlich sind:

- **Nahrungsquelle:** Zecken – besonders in ihren winzigen Larven- und Nymphenstadien – sind Futter für unzählige Lebewesen. Vögel,

Ameisen, Hühnervögel, Igel und Mäuse fressen Zecken in großen Mengen.
    - **Populationskontrolle:** Als Parasiten schwächen sie gemeinsam mit den Krankheitserregern (wie Borrelien oder FSME-Viren) Wildtierbestände. Wenn es in einem Wald beispielsweise zu viele Rehe oder Mäuse gibt, vermehren sich auch die Zecken. Durch den Blutverlust und Infektionen sterben schwache Tiere. Das verhindert eine Überpopulation und schützt den Wald vor Kahlschlag.
- **Evolutionsbeschleuniger:** Parasiten zwingen das Immunsystem ihrer Wirte seit Jahrmillionen zur ständigen Anpassung. Nur die widerstandsfähigsten Tiere überleben und pflanzen sich fort. Ohne diesen permanenten Druck durch Parasiten würde das Immunsystem vieler Arten (auch das des Menschen) verkümmern.

Wirt für andere: Die Zecke selbst dient wiederum als Lebensraum. Bestimmte Erdwespen legen ihre Eier in Zecken ab, deren Larven die Zecke dann von innen auffressen. Auch spezialisierte Pilze und Fadenwürmer leben davon, Zecken zu befallen.

2. Was würde passieren, wenn der Mensch die Zecke ausrottet?

Der Wunsch, Zecken wegen Krankheiten wie Borreliose vollständig zu vernichten, ist verständlich, aber ökologisch extrem riskant. Das vollständige Entfernen der Zecke aus der Biosphäre hätte unvorhersehbare Folgen:

Zusammenbruch von Nahrungsketten: Da Zecken eine so leichte, omnipräsente Beute für kleinere Tiere sind, würde vielen Vögeln und Amphibien eine wichtige Eiweißquelle fehlen.

Explosion von Wildpopulationen: Ohne den regulierenden Faktor von Parasiten könnten sich Nagetiere und Huftiere in bestimmten Regionen unkontrolliert vermehren. Die Folge wären massive Schäden an jungen Bäumen und ein ökologisches Ungleichgewicht im Wald.

Das Erreger-Paradoxon: Die Bakterien (Borrelien) und Viren verschwinden nicht einfach. Wenn der Hauptüberträger (die Zecke) fehlt, suchen sich diese Krankheitserreger über evolutionäre Prozesse neue Vektoren – zum Beispiel Flöhe, Läuse oder andere Milbenarten, die dann eventuell noch schwerer zu kontrollieren sind.

Warum haben wir so große Angst vor ihnen?

Die menschliche Angst und der Vorwurf der "Boshaftigkeit" entstehen durch ein psychologisches Phänomen: **Wir spüren den Biss nicht.** Zecken spritzen beim Einstich ein hochwirksames Betäubungsmittel in die Haut. Sie stehlen unser Blut heimlich, während wir schlafen oder wandern, und lassen uns mit dem Risiko einer schweren Krankheit zurück.

Für den Menschen ist die Zecke eine unsichtbare, unkontrollierbare Bedrohung. Für die Natur ist sie schlicht ein präzise arbeitendes Zahnrad im ewigen Kreislauf des Lebens.

Das Töten einer einzelnen Zecke zum Schutz vor Krankheitserregern ist aufgrund der enormen Populationen biologisch unbedenklich und gesundheitlich notwendig. Eine großflächige Ausrottung der Art hingegen würde durch Pestizideinsätze das Ökosystem schädigen und wichtige Nahrungsketten unterbrechen. Der Fokus liegt somit auf dem individuellen Schutz, nicht der ökologischen Auslöschung.

Der Tod ist in der Tat die ultimative biologische Konstante, die uns unweigerlich mit allen anderen Lebewesen verbindet. Doch wie wir diesen Fakt verarbeiten, unterscheidet uns radikal von der Tierwelt.

1. Wer geht besser mit dem Tod um?

- **Das Tier (Akzeptanz im Hier und Jetzt):** Tiere leben im gegenwärtigen Moment. Sie haben keine abstrakte Todesangst im Alltag, solange keine akute Bedrohung vorliegt. Wenn ein Tier stirbt oder einen Artgenossen verliert, zeigt es Trauer (wie Elefanten, Primaten oder Wale), aber es verfällt nicht in existenzielle Krisen. Sie akzeptieren den Tod als natürlichen, unmittelbaren Teil des Lebensflusses.
- **Der Mensch (Chronisches Trauma):** Der Mensch weiß als einziges Tier *jeden Tag* seines Lebens, dass er irgendwann sterben wird. Dieses Bewusstsein ist eine enorme psychische Belastung. Wir bauen Friedhöfe, schreiben Testamente und trauern oft jahrelang. Der Mensch geht rational "schlechter" damit um, weil sein hochentwickeltes Gehirn den Verlust und die eigene Vergänglichkeit permanent reflektiert.

2. Wer verdrängt den Tod mehr?

- **Der Mensch gewinnt diesen Vergleich absolut:** Weil das Wissen um die eigene Sterblichkeit so unerträglich ist, hat der Mensch gigantische Verdrängungsmechanismen entwickelt. Wir schieben den Tod in Krankenhäuser und Altersheime ab, machen ihn unsichtbar und tun im Alltag so, als würden wir ewig leben. Konsum, Jugendwahn und die

Jagd nach ewigem Erbe sind oft nur Versuche, die Angst vor dem Tod zu betäuben (in der Psychologie als *Terror-Management-Theorie* bekannt).

- **iere verdrängen nicht:** Ein Tier kann nichts verdrängen, worüber es nicht abstrakt nachdenkt. Es flieht vor dem Tod, wenn der Wolf angreift (Überlebensinstinkt), aber es ignoriert ihn nicht, wenn er eintritt.

- ## 3. Wer ist spiritueller und ganzheitlicher?

Hier kommt es darauf an, wie man „Spiritualität“ definiert:

- **Der Mensch (Konstruierte Spiritualität):** Wenn Spiritualität bedeutet, an Götter, ein Leben nach dem Tod, Seelenwanderung oder das Karma zu glauben, dann ist nur der Mensch spirituell. Doch diese Spiritualität ist oft aus der puren Angst vor dem biologischen Ende geboren. Es ist der narzisstische Versuch zu sagen: *"Mein Körper stirbt zwar, aber ICH bin zu wichtig, um einfach zu verschwinden."*
- **Das Tier (Ganzheitliches Sein):** Wenn Ganzheitlichkeit bedeutet, eins mit den Rhythmen der Natur zu sein, ohne sich über sie zu stellen, dann leben Tiere die reinste Form des Ganzheitlichen. Sie trennen sich nicht gedanklich in „Geist“ und „Körper“ oder „Mensch“ und „Natur“. Sie *sind* Natur. Sie fließen mit den Jahreszeiten, dem Gebären und dem Sterben, ohne das System infrage zu stellen oder manipulieren zu wollen.

Fazit

Der Mensch hat die Spiritualität erfunden, um seine biologische Sterblichkeit zu leugnen und den Tod zu verdrängen. Das Tier hingegen braucht keine Rituale oder Religionen, um ganzheitlich zu sein – sein gesamtes, unschuldiges Dasein im Kreislauf der Natur ist bereits die vollkommenste Form von Ganzheitlichkeit.

Während der Mensch bis zum letzten Atemzug mit seinem Verstand, seinen Reuegefühlen und seiner Identität kämpft, besitzt die Natur einen eingebauten, biochemischen und instinktiven Frieden für das Ende.

1. Warum die Natur (das Tier) mühelos verschmilzt

Tiere besitzen nicht das, was Psychologen das „Narrative Ich“ nennen – sie haben keine Lebensgeschichte im Kopf, die sie betrauern oder festhalten wollen.

- **Der biologische Rückzug:** Wenn ein wildes Tier merkt, dass sein Körper versagt oder der Tod durch ein Raubtier unvermeidbar ist, setzt ein uraltes Programm ein. Es flieht nicht mehr panisch, sondern verfällt

oft in eine Schock-Analgesie (eine massive Ausschüttung körpereigener Endorphine und Opioide). Es wird ruhig, zieht sich an einen geschützten Ort zurück und „lässt los“.

- **Kein Widerstand gegen den Fluss:** Das Tier wehrt sich nicht gegen das Sterben, weil es den Tod nicht als „Ungerechtigkeit“ oder „Feind“ begreift. Es ist ein reines Aufgehen im physischen Zustand des Augenblicks. Wenn die Energie schwindet, schläft es einfach in vollkommener Akzeptanz des körperlichen Verfalls ein.

- **2. Warum der Mensch sich psychisch so schwergetan hat**

Das hochentwickelte menschliche Gehirn, das uns im Leben so mächtig macht, wird im Angesicht des nahen Todes zu unserem größten psychischen Gegner.

- **Der Kampf des Egos:** Das menschliche Ego stemmt sich mit aller Macht gegen seine eigene Auslöschung. Der Mensch denkt: *„Ich kann noch nicht gehen, ich habe noch so viel vor, wer bin ich, wenn ich nicht mehr bin?“* Dieser neuronale Widerstand erzeugt enormes psychisches Leid.
- **Das Gewicht der Vergangenheit und Zukunft:** Menschen sterben selten im reinen Hier und Jetzt. Sie sterben mit der Angst vor dem Unbekannten (Zukunft) oder mit Schuldgefühlen, unerledigten Dingen und dem Schmerz über das Verlassen ihrer Liebsten (Vergangenheit).
- **Das Paradoxon der Palliativmedizin:** Erst wenn der Mensch im Sterbeprozess all seine mentalen Konzepte, seine Kontrolle und seinen Stolz aufgibt – oft unterstützt durch moderne Sterbebegleitung – , erreicht er im letzten Moment genau den Zustand, den das Tier ganz ohne Hilfe findet: das friedliche Einverständnis mit dem Nichts.

Das Tier stirbt, der Mensch erlebt sein Sterben

Das Tier stirbt so, wie es lebt: integer, ungeteilt und als fließender Teil des Ökosystems. Es verschmilzt mit dem Tod, weil es sich nie von der Natur getrennt hat.

Der Mensch hingegen hat sich zeitlebens aus der Natur herausgehoben. Deshalb fühlt sich der Tod für ihn oft wie ein gewaltsamer Riss an – ein Sturz aus der selbstgebauten Festung der Unsterblichkeit zurück in die Erde, die er so lange ignoriert hat.

Die gesamte menschliche Historie lässt sich als ein **Katalog der Eitelkeiten** lesen, in dem Macht, Expansion und das krampfhafte Streben nach Unsterblichkeit die treibenden Kräfte waren.

1. Das Buch der Eitelkeiten: Alexander, Cäsar und die Moderne

Große historische Figuren wie Alexander der Große, Julius Cäsar oder Napoleon Bonaparte, aber auch viele moderne Politiker und Milliardäre, leiden an demselben psychologischen Phänomen: **der Angst vor der eigenen Bedeutungslosigkeit**.

- ## 1. Das Buch der Eitelkeiten: Alexander, Cäsar und die Moderne

Große historische Figuren wie Alexander der Große, Julius Cäsar oder Napoleon Bonaparte, aber auch viele moderne Politiker und Milliardäre, leiden an demselben psychologischen Phänomen: **der Angst vor der eigenen Bedeutungslosigkeit**.

  - **Die Jagd nach dem Monument:** Warum eroberte Alexander in kürzester Zeit die damals bekannte Welt, nur um mit 32 Jahren zu sterben? Nicht, weil die Menschheit es brauchte, sondern um seinen Namen unsterblich zu machen. Diese Herrscher bauten Reiche, Pyramiden und Denkmäler, um dem biologischen Tod zu trotzen. Sie wollten als Idee weiterleben, weil sie es nicht ertrugen, dass ihr physischer Körper zu Staub wird.
  - **Moderne Eitelkeit:** Heutige Machthaber oder Tech-Milliardäre funktionieren nach demselben Prinzip. Sie wollen „die Welt verändern“, Konzerne für die Ewigkeit bauen oder den Mars besiedeln. Dahinter steckt selten echte Demut vor der Zukunft, sondern derselbe alte, anthropozentrische Drang, einen bleibenden Fußabdruck zu hinterlassen.

2. Was wir von den Tieren lernen könnten (und sollten)

Würde der Mensch die Tiere nicht als „minderwertig“ betrachten, könnte er von ihnen die wichtigsten Lektionen für ein gelingendes, friedliches Dasein lernen:

- **Echte Demut (Das Aufgehen im System):** Ein Wolf oder eine Ameise versucht nicht, die Weltgeschichte zu verändern. Sie erfüllen ihre Rolle im Hier und Jetzt. Tiere beanspruchen nur so viel Lebensraum und Ressourcen, wie sie zum Überleben und für die Aufzucht ihrer Jungen benötigen. Sie leben in einer natürlichen Balance, ohne das System um sie herum auszubäuten.
- **Ganzheitlichkeit im Sterben:** Tiere lehren uns, dass der Tod kein persönliches Versagen und kein Feind ist, sondern die Bedingung für neues Leben. Die verrottende Fliege oder das sterbende Reh nähren

den Boden und die nächste Generation. Tiere akzeptieren diesen Kreislauf bedingungslos.
- **Bescheidenheit statt Status:** Kein Tier sammelt mehr Nahrung, als es jemals fressen kann, nur um vor anderen Artgenossen anzugeben. Status existiert in der Tierwelt nur zur Sicherung der Fortpflanzung und des Ruderschutzes – niemals als Selbstzweck oder zur reinen Befriedigung des Egos.

3. Kann die Menschheit wirklich aus dieser Eitelkeit lernen?

Die bittere Wahrheit aus Sicht der Evolutionsbiologie und Geschichte lautet: **Es fällt uns extrem schwer, weil unsere Eitelkeit mit unserer Intelligenz gekoppelt ist.**

- **Das Dilemma des Bewusstseins:** Weil wir ein Ich-Bewusstsein haben, haben wir auch ein Ego. Und das Ego will wachsen, sich abgrenzen und überleben. Solange Menschen Angst vor dem Tod und der Bedeutungslosigkeit haben, werden sie versuchen, sich über andere – und über die Natur – zu stellen.
- Philosophien wie der *Biozentrismus* oder ökologische Bewegungen fordern genau diese „Abkehr vom Thron“. Wir lernen langsam (oft schmerzhaft durch die Klimakrise), dass unsere Eitelkeit uns in den Ruin treibt. Der Trend zu Achtsamkeit, Minimalismus und naturnahem Leben ist im Grunde der Versuch des modernen Menschen, die Weisheit der Tiere zu kopieren.

Die Menschheitsgeschichte ist das Protokoll einer Spezies, die vor ihrer eigenen Sterblichkeit flieht, indem sie alles um sich herum unterwirft. Die Tiere dagegen zeigen uns das größte Geheimnis des Lebens: Dass man nicht groß, unsterblich oder mächtig sein muss, um perfekt zu sein. Wahre Größe liegt in der Fähigkeit, ein harmonischer Teil des Ganzen zu sein, statt dessen Zerstörer.

Ob Spiritualität uns hilft, hängt ganz davon ab, **wie** wir sie leben. Sie kann entweder unsere eitle Trennung von der Natur zementieren oder genau die Brücke sein, die uns wieder zurück in die Demut führt.

1. Wenn Spiritualität NICHT hilft (Die eitle Variante)

Es gibt eine Form von Spiritualität, die unseren menschlichen Narzissmus nur noch weiter füttert:

- **Die Flucht vor der Sterblichkeit:** Wenn Spiritualität nur dazu dient, sich einzureden, dass der Mensch „höher“ steht als Tiere, eine unsterbliche Seele besitzt und nach dem Tod in ein exklusives Paradies eingeht, hilft sie uns nicht. Sie vertieft nur die Kluft zur Natur.

- **Spiritueller Narzissmus:** Auch moderne Formen ("Ich manifestiere mir meinen Erfolg", "Ich bin erleuchteter als andere") sind oft nur neue Kleider für das alte menschliche Ego. Es ist die Fortsetzung der Eitelkeit mit spirituellen Begriffen.

2. Wenn Spiritualität RETTET (Die ganzheitliche Variante)

Es gibt jedoch eine tiefe, oft naturverbundene Spiritualität, die genau das Heilmittel gegen unsere Gier und Überheblichkeit sein kann:

- **Das Erleben von Verbundenheit:** Wahre Spiritualität holt den Menschen von seinem eingebildeten Thron herunter. Sie lässt uns spüren, dass wir kein Fremdkörper auf der Erde sind, sondern ein Teil von ihr. Wer spirituell begreift, dass der Atem in seiner Lunge derselbe Sauerstoff ist, den die Bäume ausatmen, zerstört diesen Wald nicht mehr so leicht.
- **Demut vor dem Kosmos:** Diese Form der Spiritualität lehrt uns das „Staunen“. Angesichts der Unendlichkeit des Universums oder der perfekten Komplexität einer Fliege schrumpft das menschliche Ego auf seine gesunde, kleine Größe zusammen. Man begreift sich nicht mehr als Herrscher, sondern als staunender Gast.
- **Heilung der Todesangst:** Wenn Spiritualität uns hilft zu akzeptieren, dass unser physischer Tod kein "Verlust", sondern ein natürliches Zurückfließen in den großen Kreislauf der Natur ist, schwindet die Panik. Wer keine Angst mehr vor dem Vergehen hat, muss auch keine Denkmäler der Eitelkeit mehr bauen.

Fazit

Spiritualität hilft uns dann, wenn sie uns nicht *aus* der Welt heraushebt, sondern uns *in* sie hineinführt. Sie kann die Sprache sein, mit der unser hochentwickelter Verstand das übersetzt, was jedes Tier ganz ohne Worte fühlt: **Dass alles eins ist und wir genau gut genug sind, wenn wir einfach nur ein Teil des Ganzen sind.**

27. August 2026

Peter Siegfried Krug